

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Geueke

der Rheinischen Volkszeitung

Notationsdruck und Verlag von
Germann Rauch, Wiesbaden.

Nachdruck aller Artikel verboten.

Nummer 2

Sonntag, den 5. Dezember 1915

34. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 5. Dezember: Sabbas. **Montag**, 6. Dezember: Nikolaus.
Dienstag, 7. Dezember: Ambrosius. **Mittwoch**, 8. Dezember: Maria Empf.
Donnerstag, 9. Dezember: Reolabia. **Freitag**, 10. Dezember: Melchised.
Samstag, 11. Dezember: Damasus.

Zweiter Adventssonntag

Evangelium des hl. Matthäus 11, 2—10.

In jener Zeit, als Johannes die Werke Christi im Gefängnis hörte, sandte er zwei aus seinen Jüngern und ließ ihn fragen: Bist du es, der da kommen soll, oder sollen wir auf einen anderen warten? Und Jesus antwortete und sprach zu ihnen: Gehet hin und verkündet dem Johannes, was ihr gehört und gesehen habt. Blinde sehen, Lahme gehen, Aussätzige werden gereinigt, Taube hören, Tote stehen auf, Armen wird das Evangelium gepredigt: und selig ist, wer sich an mir nicht ärgert! Als aber diese hinweggingen, fing Jesus an, zu dem Volke von Johannes zu reden: Was seid ihr in die Wüste hinausgegangen zu sehen? Ein Rohr, das vom Winde hin und her getrieben wird? Oder was seid ihr hinausgegangen zu sehen? Einen Menschen, mit weichen Kleidern angetan? Siehe, die da weichen Kleider tragen, sind in den Häusern der Könige. Oder was seid ihr hinausgegangen zu sehen? Einen Propheten? Ja, ich sage euch, er ist noch mehr als ein Prophet. Denn dieser ist's, von dem geschrieben steht: Siehe, ich sende meinen Engel vor deinem Angesichte her, der deinen Weg vor dir bereiten soll.

*

Vor acht Wochen wars. Da haben sie sie begraben, die junge Frau des Gemeindefürschrägen, während er selber, ich weiß nicht, wo an der französischen Front, im Schützengraben lag. Wenn sie doch beizzeiten danach gegangen wäre, als die Schmerzen am Blinddarm ausstraten. Alle, die davon hörten, sagten ihr: Resi, ich an deiner Stell tät den Doktor fragen. Aber sie lachte ihnen ins Gesicht: Den Doktor fragen? und hernach die Rechnung, wer bezahlt die denn? Gibts nicht, das hab ich öfter gehabt, das vergeht schon wieder. Es verging aber nicht. Schließlich warfen die übergroßen Schmerzen sie ins Bett, und dann kam der Doktor doch zu ihr. Er machte ein bedenkliches Gesicht: Sofortige Operation notwendig. Die Resi litt mehr unter den Gedanken an die großen Operationskosten als unter der Krankheit; aber man fragte nicht weiter danach, wer das später bezahlen werde. Resi kam ins Spital in die Stadt, die Operation wurde sofort vorgenommen, aber es war zu spät. Der Brandherd war schon zu weit fortgeschritten. Vier Tage später starb das junge Weib, und drei Kinderchen weinten hinter ihrem Sarge.

Wie kam denn das so schnell? fragte der Bürgermeister den Doktor, als er das nächste Mal ins Dorf kam. „Wäre sie gleich danach gegangen“, erwiderte er, „wäre das Unglück nicht geschehen.“ Es geht vielen so. Mancher hat deshalb so früh ins Gras beißen müssen, weil die Erkenntnis seines Zustandes, seiner Not, seiner Gefahr, zu spät oder gar nicht kam. Es geschieht heutzutage auch viel, von staatlicher wie von privater Seite, um die Leute über Lebensweise, über Beginn und Verlauf der häufigsten sog. Volkskrankheiten, über Hygiene in Haus, Schule und Verkehr aufzuklären, alles das in der Absicht, die Leute zu veranlassen, mehr als sonst auf die Vorbeugung von Krankheiten ihr Augenmerk zu richten und möglichst früh einen erfahrenen Arzt zu Rate zu ziehen.

Heute nun erscheint Jesus und weist auf die große Not des israelitischen Volkes hin. „Blinde sehen, Lahme gehen, Aussätzige werden gereinigt, Taube hören, Tote stehen auf, Armen wird das Evangelium gepredigt.“ Alle leiblichen und geistigen Notstände seiner Zeit zählt der Heiland auf. Das war im Anfange seiner messianischen Heilstätigkeit. Später hatte der Heiland noch oft Gelegenheit, das Judenvolk auf das hinzuweisen, was nottat, die Erkenntnis nämlich, daß es höchste Zeit war, daß vom Himmel Rettung kam, um die Menschheit zu Gott zurückzuführen. Und obgleich Jesus in der unzweideutigsten Weise bewies, daß er der von Gott gesandte und für Israel bestimmte Messias war, und daß nur durch Anschluß an ihn und an die von ihm gestiftete Kirche Heil und Rettung zu erwarten sei, verharrte der größte

Teil des Volkes in hartnäckigem Unglauben. Es wollte nicht sehen, daß es so stimmte mit ihm, stehe, sie seien ja Kinder Abrahams und hätten dadurch ohne weiteres Anrecht auf die ersten Sitze im Himmel. Die Selbsterkenntnis blieb aus und das Volk mußte zugrunde gehen.

Und nun kommt heute die Kirche und tut dasselbe was damals der göttliche Heiland tat. Mit den Worten Jesu weist sie auf die Not und die Bedrängnis der heutigen Zeit hin. Es sind ja dieselben Notstände wie damals: unsere arme Vermunft, unser verdorbenes, krankes Herz, die Unsumme der Leiden und Krankheiten, unser schwacher, der Sünde so zugängliche Wille, alles das und noch so vieles andere klingt aus den Worten Jesu im heutigen Evangelium heraus. Die Kirche will durch diesen Hinweis auf die Not der Zeit bei Hohen und Niederen so recht wieder den vollen ganzen Glauben an Christus aufrichten, verbunden mit einem lebhaften Gefühl der Heilsbedürftigkeit und Erlösungsnotwendigkeit. Das ist ja der Adventsgedanke überhaupt: Jesus und sein Christentum und seine Kirche ist unser alleiniger Heiland. Wenn wir uns nicht eng ihm anschließen, sind wir verloren. Deshalb wollen wir in unserer Not ihm entgegengehen und uns mit dem Weihnachtskinde gut stellen.

Ueber Notstände der Zeit, namentlich der jetzigen Kriegszeit wird viel und eingehend geklagt, oft mehr als nützlich und der Wahrheit entsprechend ist. Es ist Zeit, daß der Krieg zu Ende geht; es geht fast nicht mehr; die Kosten des Lebensunterhaltes sind kaum mehr zu erschwingen. So sagt man. Ob das Bedürfnis nach dem Frieden der Seele, nach den Heilsgütern auch so schnell und lebhaft genährt wird? Ach, so viele bedürfen eines Erlösers nicht, sie sind stolz sich selbst genug, sie sind das Gegenteil von den „Armen im Geiste“, und es erfüllt sich an ihnen, was im Magnifikat gesagt wird: Die Dürftigen erfüllt er mit Gütern, und die Reichen läßt er leer ausgehen. Sie brauchen keinen Erlöser, keine Kirche, keinen Priester, kein Sakrament. Es geht ihnen gut auf dieser Welt, wenigstens nach außen hin. Kunst, Literatur, Theater erhebt die höheren Ansprüche der Seele. Und jene, die nicht so hoch stehen, die mit des Lebens Gütern nicht so reichlich ausgestattet sind, sie haben andere Genüsse, die aber ebenfalls kein Heilsbedürfnis wecken. So durchwandern Millionen das Jahr von Advent zu Weihnachten, von der Fastenzeit zu Ostern und Pfingsten und wieder zu Advent, und das ganze Gnadenjahr geht an ihnen spurlos vorüber. Ist da nicht die Gefahr vorhanden, daß es ihnen ergeht wie dem israelitischen Volke, das ebenfalls alle Gnadeneweise an sich vorbeigehen ließ und dadurch dem Verderben anheimfiel?

Nun hat sich Gott durch den Krieg doch Gehör verschafft. Die Kriegsnotstände haben das Erlöserbedürfnis mächtig geweckt, und das Volk schreit nach dem Erlöser aus harter Kriegsnot. Von der Kriegsnot zur Seelennot ist nur ein Schritt. Und wir hoffen wir, daß der zweite Kriegsadvent noch mehr als im Vorjahre der Schritt sei zu einer würdigen, dem Sinne der Kirche und den ganzen Umständen entsprechenden Weihnachtsfeier. Die geistig Blinden, geistig Lahmen, geistig Toten usw., das heißt alle jene, die die Zeichen der Zeit immer noch nicht erkennen wollen, die den Krieg fast nur von dem Gesichtspunkte eines großen Unglücks, vielleicht auch des Ausgangspunktes einer großen nationalen Entwicklung betrachten, und dabei von ihrer Person ganz absehen, sie sollen wissen, daß der Advent 1915 ganz besonders nachdrücklich an den Einzelnen die Forderung stellt, in flehentlichen Gebeten zum Heilandkinde zu schreien und die Erlösung in Angriff zu nehmen. Die Erlösung, oder anders ausgedrückt, die Forderung nach Sinnesänderung, hebt Jesus im heutigen Evangelium hervor. Nicht grundloslose Menschen, nicht willenlose Menschen, nicht bloß natürliche Menschen will das Christuskind zu Weihnachten. Jesus preist dem Volke den Charakter des Johannes. Er war kein Rohr, vom Schilfe hin und her bewegt. Denn selbst dem königlichen Ehebrecher gegenüber tat er seine Pflicht, obwohl er wußte, daß das seinen Tod bedeutete. Er war kein willenloser Mensch, kein Sklave seiner Leidenschaft wie derselbe Herodes. Er war endlich mehr als ein bloß natürlicher Mensch, er war Prophet, denn er trug das Wort Gottes vor die Menschen und zeigte ihnen die Wege des Heils. Dieser dreifachen Charaktereigenschaft des Johannes gleich sei unsere Erlösertätigkeit an uns selbst. Die Erlösung ist mehr Sache des Menschen. Freilich hat Gott den Grund dazu gelegt durch seinen Opfertod am Kreuze auf Golgatha. Er hat damit die Hauptsache getan. An uns liegt es nun, uns

diese Erlösungsgnade anzueignen. Das geschieht durch Sinnesänderung und Charakteränderung in Reicht und Kommunion.

In letzter Linie läuft also unser Artikel über Heilsbedürftigkeit und Adventsstimmung und Weihnachtsvorbereitung wieder auf Reichten und Kommunion hinaus. Das ist und bleibt aber immer das Endziel unserer Heilseigentätigkeit. Wir können unsere Seele auf die Dauer nicht gut opferwillig, stark erhalten, wir können insbesondere nicht uns aus der Sünde, der schlechten Leidenschaft, zur Tugend und guten Bewohntheit erheben, wenn uns Gott nicht dabei hilft. Die wirksamste, nachhaltigste, von Gott selbst gewünschte und von der Kirche immer empfohlene und geförderte Gelegenheit dazu ist aber Reicht und Kommunion. Und so bleiben denn diese beiden Sakramente der Mittelpunkt der seelsorgerlichen Adventstätigkeit. Und der Gang zum Reichtstuhl, was ist das anders als die Sprache: Es ist Zeit, daß ich ein Ende mache mit dem und dem. Ich versinke sonst in Schmutz und Sünde und Tod. Oder: Der gute Anlauf war gemacht. Aber ich merke, daß mir die Kraft ausgeht, es wird Zeit, daß mir jemand hilft, sonst kommts wieder zur früheren Unbeholfenheit; die Lust zum Guten schwindet, und es geht dann rückwärts. Das ist nichts anders als die Erkenntnis der Heilsbedürftigkeit, der Hilfe von oben. Und der Gang zur Kommunionbank, zum Tische des Herrn, aus welchen Beweggründen heraus geschieht er? Aus denselben: Ich brauche Jesus zu meinem ganzen Tun und Treiben, sonst läuft viel Ungeordnetes und Sündhaftes mit unter. Mit Jesus in meinem Herzen vermag ich alles, da wird mir das Härteste federleicht und das Herbsste zur süßen Tat.

Die Weihnachtsbeicht und -kommunion schließt zugleich das alte Jahr in der wirkungsvollsten und Gott angenehmsten Weise ab. Sühne und Bitte, das sind doch die beiden Gedanken, die uns beim Ausgang des alten Jahres besetzen sollen, Sühne für die Fehler und Sünden des Kriegsjahres 1915, und Bitte um Beistand und Hilfe für das kommende Kriegsjahr. Und wer von uns hätte nichts zu sühnen, wer hätte nicht zu bitten!

Im Gefühle unseres ganzen Sündenelendes und unserer Heilsbedürftigkeit, aber auch in der alles überwindenden Hoffnung auf Erlösung und Gnade, laßt uns mit der Kirche in ihrem ergreifenden Adventsliede beten:

Herr, sende, den du senden willst,
Durch den du allen Jammer tilgst,
Der bald zerreißt all unsre Band!
Und führet ins gelobte Land.

Bpe.

Der hl. Nikolaus — ein stiller Wohltäter

(6. Dezember.)

Wenn du aber Amosen gibst, so soll deine linke Hand nicht wissen, was die rechte tut, damit dein Amosen im Verborgenen sei, und dein Vater, der im Verborgenen sieht, wird es dir vergelten. (Matth. 6.)

Wenn der Winter durch die Lande stürmt und die letzten Erinnerungen des Sommers hinwegreißt, sodaß es draußen öd und kahl ist, und die liebe Jugend mehr an die Stube gebannt ist, fällt sich diese mit der Woesie, die draußen keine Stätte mehr findet; die traulichen Winterfeste stellen sich wieder ein. Als Vorläufer des Weihnachtstages erscheint das Kinderfest mit dem hl. Nikolaus, der durch seine stille Wohltätigkeit es wahrlich verdient, der Lieblingsheilige der Kinder zu werden.

Das Leben des großen Kinderfreundes ist von der christlichen Legende mit dem düstlichsten Sagenranze umwoben, sodaß es schwer ist, Geschichte und Dichtung zu scheiden. Im folgenden soll das mitgeteilt werden, was am meisten beglaubigt ist. St. Nikolaus' Wiege stand zu Batarea in der kleinasiatischen Landschaft Lycien. Seine Eltern gehörten einem reichen und edlen Geschlechte an. Durch ihren Tod wurde Nikolaus der Erbe großer Güter. Da er von Jugend an gerne gab, sein von Natur mildes und freigebiges Herz durch das völlige Erfassen des Christentums die Not der armen Menschheit noch tiefer fühlte, war er bald als Vater aller Unglücklichen bekannt. Er verstand es vor allem so zu geben, daß dem Bedürftigen geholfen wurde, ohne daß dieser die Abhängigkeit, die in jeder Wohltat liegt, empfand.

Eine vornehme Familie in seiner Heimatstadt war durch vielfaches Unglück fast völlig verarmt. Da keine Söhne da waren, die durch emsige Arbeit den Entbehrungen hätten entgegenarbeiten können, die drei fleißigen Töchter durch ihre Frauenarbeit ebenfalls den angemessenen Unterhalt nicht beschaffen konnten, verfiel der Vater in seiner Verzweiflung auf den unfinnigen Gedanken, die Tugend seiner Kinder preiszugeben, um so die Mittel und Möglichkeit zu einem sorgenfreien Leben aufzubringen. Der Heilige erfuhr von diesem sündhaften Vorhaben und war mit sich bald im reinen, wie er da helfen könne. Gedeckt vom Geheimnis der schweigenden Nacht, schlich er an das Haus des unglücklichen Mannes heran und legte eine große Summe Goldes in des einen Mägdeleins Kammer. Der Vater, den nur die Not und eine augenblickliche Verzweiflung auf unredliche Bahnen gedrängt, verwandte das Geld aufs Beste: er versorgte damit anständig und gut die drei Töchter. Nikolaus half ein zweites und drittes Mal auf die gleiche zarte Weise aus, sodaß auch die beiden anderen Töchter des Ehemannes vor Unrecht bewahrt und glückliche Hausfrauen wurden. Diese drei goldenen Früchte am Baume der Nächstenliebe haben in sinniger Weise ihre Nachfolger gezaubert; denn gerade zum Andenken an diese stille und große

Liebestat des Heiligen werden an seinem Festtage die Kleinen mit Äpfeln, Nüssen und Backwerk beschenkt.

Einst unternahm der Heilige eine Pilgerreise ins Land, das unser Herr und Heiland durch sein heiliges Leben und seinen blutigen Erlösterod geheiligt. Auf der Ueberfahrt erhob sich ein furchtbarer Sturm, der Schiff und Mannschaft zu verschlingen drohte. Nikolaus war durch sein stilles, erbauliches Leben aufgefallen, sodaß sich nun alle an ihn wandten, daß er doch von der Gottheit Rettung erlebe. Der Heilige sank zu heissem Gebete auf die Knie; der Sturm legte sich, man war gerettet. Ob dieser wunderbaren Hilfe gilt St. Nikolaus als besonderer Patron der gefährlichen Schifffahrt.

Zwischen 270—80 wurde der Bischofssitz von Myra, der Hauptstadt von Lycien, erledigt. Wider alles Erwarten fiel die Wahl der lydischen Bischöfe auf den Heiligen, der in Myra eigentlich ganz unbekannt war. Doch Gott hatte den Sinn der Wähler offenbar gelenkt; Nikolaus wurde ein ganzer Bischof seines Sprengels. Sein Wirken war so segensreich, weil er auch als oberster Seelenhirt durch Liebe sich den Weg zu den Herzen von Heiden und Christen bahnte.

Die Verfolgung, die Diokletian 303 mit aller Energie ins Werk setzte, schlug ihre Wellen bis ins ferne Morgenland. Der Hirt von Myra wurde in Bande geschlagen und dann ins Elend hinausgetrieben. Und wenn Gott auch nicht das blutige Opfer des Lebens von ihm forderte, war Nikolaus dem Willen nach doch ein wahrhafter Blutzeuge, der in der Verbannung tröstend und stärkend die Tage verbrachte, bis unter Konstantin dem Großen die Kirche endlich die große, gebührende Freiheit erlangte. Auch der Heilige konnte fortan ungestört am Heile der Seelen arbeiten. Im Kampfe gegen den unheilvollen Arianismus, der dem Herrn die Würde der Gottheit rauben wollte, stand er vorn in den Reihen, bis ihn ein sanfter, heiliger Tod ins selige Jenseits trug.

Schon im fünften Jahrhundert verehrte man den Bekenner-Bischof von Myra durch förmliche Wallfahrten zu seinem Grabe; wo Bedrängte aller Art Hilfe suchten und fanden. Die Verehrung des Heiligen verbreitete sich allmählich auch nach dem Abendlande, wohin Kaufleute der unteritalienischen Stadt Bari seine Reliquien gebracht. Bari wurde so einer der größten Wallfahrtsorte der apenninischen Halbinsel.

Stilles Wohltun hat dem Heiligen von Myra einen Ruhm eingetragen, wie er nur wenige Gottesknechte aus alter Zeit umgibt. Abgesehen von seiner Beliebtheit bei der fröhlichen Jugend, gibt es unzählige Kirchen und Altäre, die des Heiligen Namen tragen. Auch wir sollen wohltun, soweit wir können. Aber auch bei uns soll nach des Herrn Wort die Linke nicht wissen, was die Rechte tut. Sicherlich wird so dem Nächsten doppelt geholfen — durch die Wohltat und die zarte Rücksicht — aber ebenso gewiß hat auch der liebevolle Wohltäter von seiner ungesehenen Gabe doppelten Nutzen.

Schaff ungesehen an fremdem Glücke,
Kämpf ungesehen an fremdem Leid:
Du baust in Gnaden dir die Brücke
Zu doppelt reicher Ewigkeit!

P. D. B., O. F. M.

Weggeleit zum Glücke

Der Glaube

(1. Beilegung.)

Der Glaube, der mit demütiger Unterordnung unter die Offenbarung Gottes die gesamte Heilslehre umfaßt, darf aber nicht nur eine Sache des Verstandes, des Herzens und Gemütes bleiben, er muß im Leben wirksam werden, er muß zur Tat übergehen, er muß zur Richtschnur fürs ganze Leben werden; ganz gleich, ob sich dies nun im engsten Kreise der Familie oder in breiterer Öffentlichkeit abspielt. St. Gregor schreibt einmal: „Dann erst sind wir wahre Gläubige, wenn wir das, was wir mit Worten bekennen, in Werken auch ausführen“. Christus, der Herr, aber sagt bei Matthäus (7, 21): „Nicht ein jeder, der zu mir: Herr, Herr! sagt, wird in das Himmelreich eingehen, sondern wer den Willen meines Vaters tut, der im Himmel ist, wird in das Himmelreich eingehen!“ Hierzu macht Vater Abraham a Santa Clara die etwas weitläufige Bemerkung:

„Ich möcht gern wissen, wie der hieß,
Der sich vom Weib nicht narren ließ!“

sagt einmal ein einfältiger Simpel. Ein solcher sollte wissen, daß auch viele wackere, ehrliche und ehrbare Weiber gefunden werden. Ramilla, Sybilla, Regina, Eleonore, Theodora, Birgitta, Margaretha, Johanna, Susanna, Josepha, Genoseva, Medtildis, Bathildis und unzählbar viel dergleichen werden gezählt; und diese weisen und weisen, ehlichen und ehlichen, holdseligen und gottseligen Frauen werden rühmend erwähnt, verehrt und gefeiert. Auch sogar war deren kein Mangel im alten Testamente: so Deborah, so Sara, so Judith, so Abigail, so Ruth, so Esther; besonders aber wird gerühmt die Rebekka, die Frau des Isaak, die Mutter des Jakob, die Schur des Abraham. Von ihr wird neben anderen denkwürdigen Sachen auch das geschrieben, daß, wie sie Eliezer für des Isaak Braut erklärt, er ihr sehr kostbare Ohrhänge habe überreicht, zugleich mit statlichen Armbändern. Ambrosius und mit Ambrosius Cyprian und mit Cyprian Thomas von Aquin meinen, daß diese schöne Rebekka ein Bild der menschlichen Seele gewesen sei, die ein jeder soll zieren mit schönem Ohrgehäng, das ist mit dem wahren katholischen Glauben — der Glaube kommt vom Hören! — Ein solcher Schmuck ist aber noch nicht genug für diese Rebekka, sondern es müssen auch schöne Armbänder dabei sein, das ist: gute Werke! „Was nützt es, meine Brüder, wenn

jemand sagt, er habe den Glauben, wenn er aber die Werke nicht hat? Kann ihn wohl ein solcher Glaube retten?" (Jak. 2, 14.)

St. Jakobus beweist an der gleichen Stelle noch deutlicher, daß der Glaube und das Leben übereinstimmen müssen; er fährt dort nämlich fort: „Wenn ein Bruder und eine Schwester von Kleidung entblößt wären, und Mangel litten am täglichen Unterhalte, jemand aber aus euch zu ihnen spräche: „Gehet in Frieden, wärmet euch und sättiget euch! ihr gäbet ihnen aber nicht, was zu des Leibes Nothdurft gehört, was würde das helfen? So ist auch der Glaube, wenn er keine Werke hat, in sich selbst tot. Ja, es kann jemand sagen: du hast den Glauben, ich aber habe die Werke; zeige mir deinen Glauben ohne die Werke; ich aber will dir aus meinen Werken den Glauben zeigen! Du glaubst, daß ein einziger Gott ist; du tust wohl daran, aber die Teufel glauben es auch und zittern. Willst du einsehen, o eitler Mensch, daß der Glaube ohne die Werke tot sei?“

Wenn du, lieber Leser, einen Sohn hast, der den ganzen Tag um dich herum ist und mit der unterwürfigsten Miene in einem fort spricht: „Vater, Vater!“, durch sein Benehmen aber zeigt, daß er gar keine Liebe, Ehrfurcht und Achtung gegen dich hegt — was tust du dann? Soll es bei Gott denn wohl anders sein? Oder: du bist in Not, kannst etwa im Augenblicke kein Geld für die fällige Miete flüssig machen, gehst dann zu einem Freunde, der dir zehnmal aushelfen kann; dieser versichert dir, daß er dein bester und treuester Freund sei und bleiben wolle; er leiht dir aber keinen Cent — was wirst du von einer solchen treuen Freundschaft denken? Und Gott soll von deinem Glauben, der durch deine Werke gezeugnet wird, eine andere Meinung haben?

Nur das harmonische Zusammenklingen von Glauben und Leben macht vor Gott gerecht und wohlgefällig, bildet vor den Menschen aber einen Charakter, dem selbst der billig denkende Ungläubige Achtung zollt.

„Die Sittlichkeit erseht den Glauben nicht;

Doch weh dem Glauben, dem die Sittlichkeit gebricht!“

sagt irgendwo Rückert. Beide gehören zusammen; keins ist ohne das andere echt, höchstens blendender Firnis, der vor dem ersten besten Sturme verbleicht. Der Krieg hat ja so recht gezeigt, daß ein Glaube ohne Werke nicht standhält, so wenig wie eine „korrekte Lebensführung“ ohne den Glauben. Er hat durch sein mächtiges Sturmwort Tausende unserer Männer wieder in Glauben und Leben zusammengerufen. In des Krieges furchtbaren Anstrengungen hält nur der Stand, der fest in Gott wurzelt durch lebendigen Glauben. Die Gefahr, jeden Augenblick vor seinem Richter und Herrn erscheinen zu müssen, drängt zum Leben nach dem Glauben. In den Schützengräben gibt es keine Helden, die: „Herr, Herr!“ rufen, aber dann dahinsinken, als gäbe es keinen Gott; dort verstummen die Mäulhelden, die vor dem Kampfe sich mit ihrem Unglauben brüsten. Solche, die Gott mit dem Munde bekennen, ihn aber in der That verleugnen, die durch ihren Glauben wohl noch vom Himmel wissen, aber leben, als ob sie dem Teufel und der Hölle nicht früh genug in die Arme laufen könnten, finden sich nur noch weit von der Gefahr entfernt; in den friedlichen deutschen Gauen. Hoffentlich nimmt auch sie der Krieg noch in die Christenlehre; oder wenn der nicht, dann doch noch das Diesseits; im Jenseits müßte am Ende sonst noch Beelzebub den Katechisten machen.

Wir verabscheuen die Heuchelei mit Recht!

„Die Laster stritten, wer von ihnen

Am eifrigsten gewesen sei,

Dem Bösen in der Welt zu dienen?

Den Sieg erhielt die — Heuchelei!“ (Grim.)

Wir reden und schreiben soviel — und zwar in gerechter Entrüstung, mit dem Brüllen der Ueberzeugung! — über Englands Hinterlist und Heuchelei. Vergessen wir denn nicht, daß das die verderblichste Heuchelei ist, wenn wir anders leben, als wir glauben? Zu mindestens ist es eine Unkonsequenz, die die schrecklichsten Folgen nach sich zieht, die wir eine ganze Ewigkeit bereuen müßten.

Doch der Glaube, der durch entsagungsvolles Glaubensleben frische, Leben und Wert erhält, ist ein herrliches Gut, die Quelle jeglichen Glückes. Von einem solchen Glauben sagt der hl. Ambrosius: „O du Glaube, an Gütern reicher als alle Schätze! O Glaube, an Kräften gewaltiger als alle Wesen! O du Glaube, an Heilkraft gesegneter als alle Heilmittel!“ Von diesem lebendigen Glauben gilt auch ein schönes Wort: „Der Glaube bringt den Mut mit; die Werke des Glaubens bringen die Demut nach.“ (Manne.) Mut, der auch das Heldenhafte wagt und zwar in Gottvertrauen; und Demut, die auch bei den schönsten Erfolgen klein und bescheiden bleibt! Ein anderes Denkernotwendig gibt ebenso treffend wie kurz das Verhältnis an, das zwischen Glauben und Leben bestehen soll, indem es sagt: „Der Glaube ist: Immer Ruh!; er hat eine Tochter, die heißt: Nimmer Ruh!“ (Bähr.) Auf dem unerschütterlichen Felsen Grunde des Glaubens allein kann die nimmermüde Liebe segensreich schaffen. Dann entsteht aber auch ein Bild, das Gott und Menschen erfreut; dann entstehen Seelen, die die Religion, den Glauben so liebenswert, so anziehend machen.

Und letzten Endes kommt alles Unheil im Christentume von der Diskharmonie, die so oft zwischen Glauben und Leben besteht. Der Begriff: Vetschwäger, Vetbruder, mit dem die ungläubige Welt so gern ihr böses Gewissen zur Ruhe bringt, verkörpert, wenn er auf einen wirklich zutrifft, so recht deutlich das Mißverhältnis zwischen Glauben und Leben. Dieses Mißverhältnis riß die Menschheit, oder doch einzelne Teile der Menschheit, der

kirchlichen Gesellschaft mehr als einmal in die Tiefe, sodaß dann Gott Männer erwecken mußte, die durch ihre reformatorische Tätigkeit das rechte Verhältnis wieder herstellten, indem sie den herrlichen, heiligen Glauben wieder zur Richtschnur des gesamten Lebens machten. So gründete z. B. der hl. Franziskus von Assisi seinen Orden in der bewußten Absicht, die Menschheit gerade durch ein Leben, das die Forderungen, ja selbst die Mäße des Christentums des hl. Glaubens restlos zum Ausdruck brachte, aus den Striden der Habsucht und Sinnelust herauszureißen. Er wollte in erster Linie durch sein Beispiel wirken, wollte auf jeden Fall nur das predigen, was er selbst im Werke selbst erprobt hatte. Als er einst gesenkten Blickes und züchtigen Ganges die Straßen Assisis durchschritt hatte, nannte er dies geradezu eine Predigt. Und alle großen Heiligen, überhaupt alle Heiligen gingen die gleichen Wege; keiner von ihnen war ein Vetbruder, manche von ihnen waren Männer, an denen sich die Vetbrüder im landläufigen Sinne nur stießen. Alle wahren Geistesmänner betrachten das als Grundregel alles geistlichen Aufschwunges, das Leben und Glauben harmonisch zusammenklingen. Dies ist übrigens dem Menschen ganz natürlich! Da der Mensch durch die Seele den Leib regiert und führt, muß doch wohl auch der Glauben, der im übernatürlichen Seelenleben die erste Rolle spielt, für beide Seelenkräfte Arbeit bieten; für den Willen ebenso wie für den Verstand. Der vom Glauben ergriffene christliche Wille aber kommt in allen Fällen, wo eine Tat verlangt wird, nur durch eine Tat zu seinem Rechte; so haben wir auch hier wieder den lebendigen, durchs Werk sich offenbarenden Glauben. Hier gilt Schillers Wort:

„Das Wort ist tot, der Glaube macht lebendig!“

Das tote Wort ist der Ruf: Herr, Herr! der lebendige Glaube aber fragt: „Herr was willst du, das ich tun soll?“ und führt freudig des Herrn Gebot aus, auch wenn es Opfer kostet. Denn der lebendige Glaube stellt oft Forderungen, die dem sinnlichen Menschen äußerst unbequem sind, da „der fleischliche Mensch nicht faßt, was des Geistes ist.“ Nur ein aufrechter, standhafter Charakter kann hier vor seinem Gotte bestehen. Doch davon ein andermal!

(Fortsetzung folgt.)

P. S. B. O. F. M.

Das Fest Mariä Empfängnis

8. Dezember.

Von Albert Großer.

Es war am 8. Dezember 1854, als im St. Petersdom in Rom die Gloden erklangen und die Kunde von der Dogmatisierung der Unbefleckten Empfängnis Mariä in alle Welt hinaustrug.

Selbstverständlich war das, was Papst Pius IX. damals verkündete, kein neuer Glaubenssatz. Er tat nur das, was ein gewissenhafter Gemeindevorsteher tut, wenn das Eigentum der Gemeinde an einem Feld oder Wald, welches sie seit Jahrhunderten im rechtmäßigen Besitze hat, plötzlich von einem Fremden bestritten wird; er erhebt sich im Namen der ganzen Gemeinde und gibt feierlich Zeugnis von dem uralten Rechte.

Schon seit den frühesten Zeiten hatte sich in der katholischen Kirche die fromme Meinung eingebürgert, daß die neue Eva, die zweite Mutter des Menschengeschlechts, die der Engel „voll von Gnaden“ und „gebenedeit unter den Weibern“ nannte, durch Gottes besondere Gnade von der Makel der Erbsünde bewahrt geblieben sei. Wenn Johannes, der Vorläufer des Heilandes, schon im Mutterstich geheißt wurde, dann wollte es nur geziemend scheinen, daß die Mutter des Erlösers mindestens dieselbe Auszeichnung erfahren; ja, es wollte ungemindert scheinen, daß diejenige, welche zur Mutterchaft des Heilandes auserkoren war, jemals, auch nur für einen Augenblick dem Bösen untertan gewesen. Diese schon früh in der Kirche gehegte Meinung hatte immer tiefer Wurzel geschlagen unter der Pflege der heiligen Väter und durch die Gebete der Kirche. „Ganz schön und ohne Makel“ hieß sie nach den Worten des hohen Liedes, „die Lilie unter den Dornen“, „reiner als Cherubim und Seraphim“, „die Schönheit selbst“, „der Rosenzweig unter den Dornen“, „die fiedelose Taube“ ufm. Die Prediger verkündigten die unbefleckte Empfängnis von den Kanzeln, die Dichter priesen sie in ihren Liedern, die Künstler stellten sie in herrlichen Statuen und Bildern dar, Städte erbauten ihr zu Ehren Tempel, die ersten Weltumsegler nannten neuentdeckte Inseln nach ihr, Fürsten stifteten ritterliche Orden zu ihrer Verteidigung, die Päpste unterlagten die Bekämpfung dieser Lehre in Predigt und Christenlehre, die Kirche selbst erklärte auf der Kirchenversammlung zu Trient ausdrücklich und feierlich, daß sie in ihrem Satz, die Sünde Adams sei auf alle Menschen übergegangen, keineswegs „die selige und unbefleckte Jungfrau und Gottesmutter“ einschließen wolle.

So war es denn in der That keine unerhörte Neuerung, daß Pius IX. am Feste Mariä Lichtmess 1849 — mitten in seiner tiefsten Ohnmacht und Demütigung, durch die damaligen revolutionären Umtriebe — sich in dieser Angelegenheit an die Bischöfe der ganzen Welt wandte. Er teilte ihnen mit, daß seinem Vorgänger, wie ihm selbst, von Bischöfen und Gläubigen oft und inständig der Wunsch ausgesprochen sei, die unbefleckte Empfängnis Mariä möge vom apostolischen Stuhle als Lehrsatz der katholischen Kirche ausgesprochen werden. Er bekannte, wie sehr sein Herz durch diesen allgemeinen Wunsch erfreut worden, da ihm selbst „von früherster Jugend an nichts so lieb und wert gewesen, als mit besonderer kindlicher Andacht die allerjüngste Jungfrau zu verehren und alles zu befördern, was ihr zum Preis gereichen und ihre Verehrung mehr und mehr verbreiten könne.“ Er hatte schon vorher eine Anzahl gelehrter Kardinäle beauftragt, den Gegenstand nach allen Seiten hin sorgfältig zu erörtern, und forderte jetzt die Bischöfe zur Anordnung von Gebeten an, daß der hl. Geist die richtige Entscheidung herbeiführen möchte. Die Bischöfe selbst sollten so bald wie möglich ihre eigenen Ansichten und Erfahrungen in dieser Angelegenheit mit-

teilen. Nicht weniger als 540 Antworten von Bischöfen gingen hierauf ein, und darunter war kaum die eine oder andere, welche die feierliche Entscheidung aus Zweckmäßigkeitsgründen widerriet, keine aber fand sich,

welche nicht den Glauben des Meus und des Volkes an die unbefleckte Empfängnis nachdrücklich betonte.

Man sieht, der große Papst hatte nichts verabsäumt, um die fromme Angelegenheit nach allen Seiten hin klarzustellen, bis er endlich die Bischöfe der ganzen Welt zum Herbst des Jahres 1854 nach Rom einlud. Beinahe 200 Bischöfe aus allen Teilen der Welt folgten dem väterlichen Rufe, — seit den Tagen des Konzils von 1215 hatte die ewige Stadt nicht mehr soviel Kirchenfürsten in ihrer Mitte gesehen. Am 20. November begannen die feierlichen Beratungen derselben und schlossen am 24. November mit dem einhelligen begeisterten Ausrufe: „Petre, doce nos, confirma fratres tuos!“ Petrus, lehre uns, stärke deine Brüder!

Und nun kam der Festtag. Pius selbst feierte das heilige Opfer im prachtvoll geschmückten Petersdom, umgeben von den Bischöfen und einer unendlichen Menge des Volkes. Nach dem Evangelium nahm er Platz auf seinem Throne, und zu ihm trat der Defan des hl. Kollegiums, begleitet von den ältesten Kirchenfürsten der abendländischen, wie der morgenländischen Kirche. Im Namen der ganzen Christenheit stellte der Defan nochmals die förmliche Bitte an den Papst: „Heiliger Vater! Mitten im unblutigen Opfer, in diesem erhabenen Tempel des Apostelfürsten, in dieser feierlichen Versammlung der Bischöfe und des ganzen Volkes, würdige dich, deine apostolische Stimme zu erheben, und verkünde den Lehrsatz der unbefleckten Empfängnis Mariä, worüber Freude und Jubel sein wird im Himmel wie auf Erden.“ Feierlich wurde das Verdict angestimmt und dann der Glaubenssatz verkündet, von der Versammlung mit tausendfältigem „Amen“ aufgenommen.

Überall in der ganzen Welt aber wurden nach dem Vorbild Roms glänzende Dank- und Jubelfeste gefeiert. Auf Bergen und Hügeln und in zahllosen Städten erhoben sich zu Ehren des großen Ereignisses Kirchen, Altäre, Denkmäler, Statuen und fromme Anstalten und erzählen heute noch von der Freude, welche die Welt damals erfüllte, und von der Andacht zu der Gottesmutter, welche bis auf unsere Tage noch immer zunimmt.

Der verlorene Sohn

Skizze von Willy Verhejen.

Durch das matte Halbdunkel des Krankenzimmers zuckt ein zitternder Laut: „Mutter!“

Ein kaum verständliches Flüstern. Zwei Hände, abgezehrt und hager, tasten unruhig auf der weißen Decke umher. Schlaffe, weiße Hände, an denen sich die Schwielen, Spuren körperlicher Arbeit, seltsam ausnehmen. Im Halbschlaf krampfen sie sich zusammen. Den halbgeöffneten, blutleeren Lippen entringt sich ein unverständliches Murmeln, doch eine Bewegung ist nicht zu erkennen. Nur die Augenlider zucken hin und wieder, als wollten sie sich dem gedämpften Licht entgegenöffnen und vernüchtern es nicht.

Forcierend betrachtet die Schwester, die am Kopfende des Bettes sitzt, den unruhigen Schlummer des Kranken. Von Zeit zu Zeit benehmt sie seine Rippen mit einer kühlenden Feudigkeit.

Plötzlich schlägt der Kranke die Augen auf. Sein Blick fliegt durch das Zimmer und bleibt dann klar und hell auf der Pflegerin haften.

„Schwester, wollen Sie mir einen Brief schreiben?“

„Freilich. Sehr gern.“

Die Schwester holt das Schreibzeug und wartet auf das Diktat des Kranken. Lange dauert es, ehe er beginnt und nur zögernd fallen die Worte. Die blassen Wangen werden von einer feinen Röte überhaucht. Einmal den Anfang gefunden, spricht er schneller und schneller, so daß die Schreiberin mehrmals unterbrechen muß. Die Hand kann nicht so schnell folgen. Ein Brief an die Mutter war's. Nicht lang, aber jedes Wort eine Selbstanklage, und eine Bitte um Vergebung. Nur ein Sohn, der mit wundem Herzen die Dual fühlt, die er der Mutter zugefügt, konnte solche Worte finden.

Leicht legte die Schwester die Feder hin, ein leichtes, liebes Lächeln um die Lippen.

„Wie wird Ihre Mutter sich freuen.“

Der Kranke nickte.

„Lassen Sie den Brief bald besorgen, bitte.“

„Ich werde ihn selbst übergeben.“

Ein erstaunter Blick flog zu der Sprecherin.

„Ich verstehe nicht.“

„In Ihren Fieberphantasien haben Sie mir Ihre Geschichte erzählt.“

„So wissen Sie, daß ich...“

„Daß Sie der Freiherr Hans von Sassen sind. Und als ich es erfuhr, habe ich Ihren Eltern Nachricht gegeben.“

„Warum taten Sie das?“

„Weil die Eltern ein Recht darauf haben. Und dann auch, weil ich den Schrei nach dem Mutterherzen, der aus jedem Ihrer Worte klang, nicht länger anhören konnte.“

Aufmerksam beobachtete die Pflegerin den Kranken, der mit geschlossenen Augen in den Wissen lag. Die Muskeln in dem hageren Gesicht zuckten seltsam.

„Schwester!“

Sie beugte sich über ihn.

„Trotzdem noch schreiben Sie den Brief?“

„Um der Mutter zu zeigen, daß ihr Kind auch aus eigenem Antrieb den richtigen Weg gefunden hat.“

Ein dankbares Lächeln glänzte der Schwester entgegen. Der Kranke wollte noch etwas sagen, doch sie wehrte ihm.

„Versuchen Sie jetzt zu schlafen, sonst wird die Aufregung zu viel. Sie sind noch schwach.“

Er wollte wieder sprechen, jedoch sie rüttelte ihm die Rippen zurecht und verließ leise das Zimmer. Hans von Sassen versuchte zu schlafen, es gelang ihm aber nicht. Die bevorstehende Begegnung hielt seine Nerven in Spannung. Wie mochten sie jetzt wohl aussehen, die schlanken, gebeugten Gestalten von ehemals, wie mochte der Nummer über ihren Einzigen sie niedergedrückt und ihr Haar gebleicht haben? Ein quälender Senfzer entfuhr den Lippen, auf der Stirn zeigten sich kleine Schweißperlen. Doch nach und nach wurde er ruhiger. Die Schmerzensfalten verschwanden. Das müde Gehirn verlangte Ausspannung und schloß langsam die müden Augenlider. — —

Hans von Sassen erwachte, als er eine linde, kühle Hand auf seiner Stirn fühlte. Erstaunt schlug er die Augen auf und ein unsagbares Lächeln ging über seine Züge.

„Mutter!“ Ein Stammeln nur und doch ein Jubelruf. Jahre langer Schmerz und Sehnsucht klangen daraus.

„Hans, mein lieber, armer Junge.“ Die hohe Frauengestalt beugte sich nieder und drückte einen Kuß auf die eingefallenen Wangen. Langsam und heftig stieg eine Träne in das Mutterauge.

Knagelnd forschte Hans von Sassen in dem Antlitz der Mutter. Der Zug stillen Schmerzes, der um die dunklen Augen lag, war ihm unbekannt, gab ihrem Gesicht etwas Fremdes, Hoheitsvolles, aber auch unendlich Gültiges. Er öffnete die Lippen, so unendlich vieles hatte er ihr zu sagen. Mit einer sanften Bewegung schloß ihm die Mutter den Mund und wies auf die andere Seite des Bettes hin. Hans folgte der Richtung der Hand und schrak zusammen. Die Augen öffneten sich weit, wie in einer geheimen Angst. Ueber das scharfschnittene, ernste Männerantlitz ging es wie fahler Schein. Doch nur für einen Augenblick, dann beugte es sich gütig lächelnd nieder.

„Beruhige dich, Hans. Es soll alles gut werden. Du bist wieder mein Sohn.“

„Du hast mir vergeben, Vater?“

„Wäre ich sonst hier?“

Der Kranke wollte etwas sagen, aber vermochte es nicht. Die Hände der Eltern in den seinen, schaute er von einem zum andern. Mehr als alles andere sagte das Licht in seinen Augen. Der alte Freiherr, der seinen Sohn ohne Bittern hatte gehen sehen, kämpfte schon mit seiner Rührung. Er wollte nicht zeigen, daß er auch weich sein konnte. Mit Gewalt riß er sich von seiner Stimmung los.

„So, mein Junge, jetzt erzähle uns, wie es dir ergangen ist, kurz. Einzelheiten haben auch später noch Zeit.“

Stille Wehmut zeigte sich in dem Gesicht des Kranken. „Da ist nicht viel zu erzählen, Vater. Es erging mir wie so vielen, die wegen einer Jugendsünde über das große Wasser setzen. Ich hatte schwer, sehr schwer zu kämpfen gegen die Verhältnisse und meinen Leichtsin. Als ich endlich so weit war, daß ich eine Stelle mit guten Aussichten hatte, da kam der Krieg. Da litt es mich dräben nicht länger. Ich kehrte zurück und stellte mich meinem früheren Regiment. Man wies mich zurück, hier und überall, wo ich mich meldete. Den einstigen Offizier, der seinen Abschied hatte nehmen müssen, wollte niemand. Da zog ich als gewöhnlicher Soldat mit, Namen und Herkunft verschweigend. Auch als solcher konnte ich für das Vaterland sterben. Im Geheimen hoffte ich zwar anders. Vielleicht gelang es mir, auf diesem Wege meine Ehre wieder zu erhalten.“

„Hast du es erreicht?“

„Noch weiß ich es nicht. Ich konnte mich einige Male auszeichnen. Dadurch wurde mein Kommandeur aufmerksam, der mich zur Beförderung vorschlug. Ihn bekannte ich denn, wer und was ich war. Ich fühlte, daß ihn das mißtrauisch machte, doch übertrug er mir auf meine Bitte manche gefährliche Patrouille. Auf einer solchen erhielt ich meine Verwundung und — das.“

Hans von Sassen zeigte auf seinen Soldatenrock, der am Fußende des Bettes hing. Auf dem erdigen Grau schimmerte das „Eiserne Kreuz.“

„Das hast du als einfacher Musketier nicht umsonst erhalten.“

Der Kranke lächelte matt. „Es ist mir wert, gewiß, noch mehr aber die Versicherung, die mir mein Kommandeur gab, als er es mir überreichte.“

„Das war?“

„Er eröffnete mir die Aussicht auf meinen einstigen Rang.“

Der Freiherr lächelte, das stolze Lächeln, das Hans an ihm kannte. „Deinem Namen treu bist du geblieben, auch als das Elternhaus dir verschlossen war.“

Einen langen, zärtlichen Blick warf Hans von Sassen auf die Mutter. Er zog die Hand, die er nicht losgelassen, an seine Wange und schloß die Augen. „Mutter, das danke ich dir.“

Das „Religiöse Sonntagsblatt“

ist die schönste Feldbrief-Einlage an unsere tapferen Krieger. Man lege nie eine Nummer unbenutzt bei Seite.